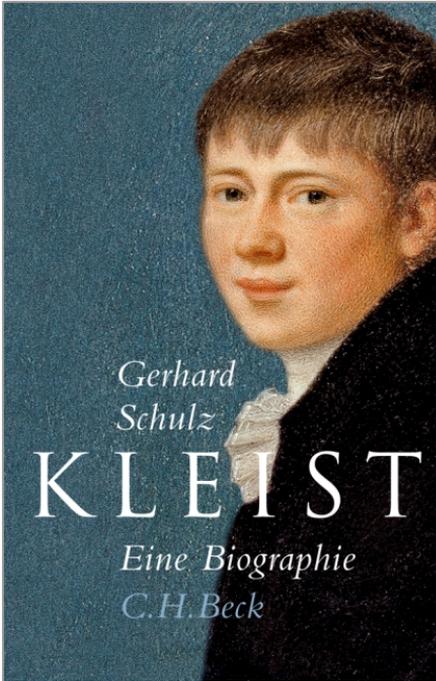


Unverkäufliche Leseprobe



Gerhard Schulz
Kleist

Eine Biographie
Sonderausgabe

608 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-61596-2

I. ERSTE ANNÄHERUNGEN

~

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

1. Ein schwieriger Mensch

Heinrich von Kleist galt als ein schwieriger Mensch. Aber was heißt das schon, denn wer schließlich eicht die Maße und Gewichte, mit denen ein Mensch gemessen und gewogen wird! «Größe 5 Fuß drei Zoll, Haar und Augenbrauen kastanienbraun, Augen blau, Nase klein, Mund mittelgroß, Kinn rund, Gesicht oval»,¹ beschrieb ein französischer Paß diesen Henry-Bernd-Guillaume Kleist, «geboren zu Francfort (Oder)» und derzeit – das war im Jahre 1807 – achtundzwanzig Jahre alt, was nicht ganz stimmte, denn Heinrich von Kleist wurde 1777 geboren. Als man ihn 1811 auf dem Totenbett maß, notierte der Arzt für die Körpergröße lediglich «sechs Zoll», weil nach preußischer Landessitte die fünf Fuß ausgeklammert wurden, die das Mindestmaß für einen Soldaten darstellten; darunter wurden selbst in Kriegzeiten keine Rekruten eingezogen. Von mittlerer Größe also war Kleist, etwa einen Meter und zweiundsiebzig Zentimeter groß – drei oder vier Zentimeter größer als Goethe und ganze fünfzehn mehr als Napoleon; nur Schiller hätte sie alle überragt. Kleist hat keinem von ihnen je gegenübergestanden, und doch haben alle drei auf sehr verschiedene Weise seinen Lebensgang beeinflusst.

Wer anderen Menschen als schwierig erscheint, hat es zumeist am schwersten selbst. Unzufrieden mit sich und der ganzen Welt sei Kleist oft gewesen,² habe mit sich gehadert, sich für unbrauchbar und unfähig gehalten,³ sich nicht nur die Arbeit, sondern überhaupt das Dasein schwer gemacht. Der kostbare, schützende und lebenserhaltende Besitz von ruhigem Ebenmaß und innerem Gleichgewicht ist ihm ebensowenig zuteil geworden wie die Freiheit, ohne ständige Sorge um das Geld das zu tun, was er am besten glaubte tun zu können. So haben ihn denn die anderen als ernst und düster, ja finster erlebt – letzteres ein aus späterer Zeit stammendes erinnerndes Wort seiner ehemaligen Braut Wilhelmine von Zenge, die ihm einst ebenso herzlich zugetan war wie er ihr,⁴ und auch sein Freund Ernst von Pfuel, der engste, den er je hatte, scheint ihn oft bitter und trüb erlebt

zu haben, Todeswünsche hegend.⁵ Scheu sei er überdies nach anderen Berichten gewesen, leicht errötend und mit «schwerer Zunge»⁶ zum Stottern neigend, auch ungestüm.⁷ Aber dann zeigte er sich eben doch wieder in großer Gegensätzlichkeit: nicht nur schweigsam, melancholisch, träumerisch und einsiedlerisch, sondern auch gesprächig, gesellig, lachbereit und offen für Freundschaft, nicht nur exaltiert, maßlos oder gar aggressiv bis zur Gewalttätigkeit, sondern zugleich anspruchslos, bescheiden, freundlich und herzlich als zuverlässiger Freund. Ein «recht unterhaltender Gesellschafter» habe Kleist sein können, wenn er «heiter gestimmt» war, meinte Wilhelm Traugott Krug, der spätere Ehemann Wilhelmine von Zenges, nur sei er freilich meist «düster und in sich gekehrt» gewesen. «Unglücklich organisirt» nannte das Krug dann; es war einer der ersten von vielen aussichtslosen Versuchen über zwei Jahrhunderte hinweg, Kleists Persönlichkeit auf einen Nenner zu bringen.⁸

Wie auch immer die einen oder anderen ihn indes bei einer oder der anderen Gelegenheit erlebt haben, Einigkeit herrscht darin, daß man ihn als «wahr» und aufrichtig empfand und so ganz ohne «alles Gemachte»,⁹ allerdings auch als Mensch mit dem bestimmten Wunsche, «wahr» zu sein, und da wiederum bedingungslos und zum «Alles oder nichts» neigend.¹⁰ Für Clemens Brentano war er «kindergut» und ein «kurioser, guter, grober, bornierter, dummer, eigensinniger, mit langsamem Konsequenztalent herrlich ausgerüsteter Mensch»¹¹ - Brentano wußte ja aus eigener Erfahrung einiges von den Gegensätzlichkeiten im Inneren eines Menschen und modellierte Kleist hier wohl sogar liebevoll ein wenig nach sich selbst.

Die Nachwelt hat viele Urteile der Zeitgenossen über Heinrich von Kleist und Eindrücke von ihm zusammengetragen, die allesamt von der Wesensart der Personen abhängen, die sie abgaben in Gesprächen, Briefen und Erinnerungen, und ebenso abhängen von den jeweiligen Umständen, unter denen sie entstanden. Manche der Beobachtungen über Kleist sind momentane, unmittelbare, höchst subjektive, oft auch beiläufige Eindrücke, andere wieder entstammen Aufzeichnungen aus ferner und wohl auch unsicherer Erinnerung. So treten aus der Fülle des Gesammelten vor allem die Beobachtungen derjenigen Menschen heraus, die ihm nicht nur nahestanden, sondern denen auch die Sprache zu Gebote stand, sie auszudrücken. Für Christoph Martin Wieland, der wohl als erster überhaupt die Eigenart und

Größe von Kleists kreativer Kraft erkannte, nachdem er ihn als Gast auf seinem Gute in Obmannstedt eine Zeitlang um sich gehabt hatte, war es «etwas Rätselhaftes», «Geheimnisvolles», das er in ihm spürte – das «Air eines Menschen», der sich zuweilen in der Gesellschaft der anderen «allein glaubt», weil etwas in ihm arbeitete, das nach Ausdrück drängte. Und als Kleist schließlich aus dem Gedächtnis Szenen aus jener Tragödie um den Normannenfürsten *Robert Guiskard* vordeklamierte, da war Wieland durchaus bereit, keine geringeren als die Geister von Aeschylus, Sophokles und Shakespeare als Paten dieses neuen, jungen Dichters zu erkennen. Und so zögerte er auch nicht mit der außerordentlichen Prognose: Kleist «sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dermaligen Literatur auszufüllen, die (nach meiner Meinung wenigstens) selbst von Goethe und Schiller noch nicht ausgefüllt worden ist.» Zugleich habe er, Wieland, aber auch gespürt, daß er von Kleist «wie ein Sohn» geliebt und geehrt werde, nur daß diesem Satz dann doch die Einschränkung folgt, zu einem «offenen und vertraulichen Benehmen» sei Kleist nicht zu bringen gewesen. Es sind Worte aus einem Brief Wielands an den Mainzer Arzt Georg Christian Gottlob Wedekind, auf die später ausführlicher noch einmal zurückzukommen sein wird.¹² Louise Wieland aber, die damals dreizehnjährige Tochter, zwischen der und dem Hausgast eine zarte Neigung entstanden war, hat später von ihm als dem «zauberischen Kleist»¹³ gesprochen.

So haben sich denn die Kleist Wohlgesonnenen, ihn Schätzenden, Achtenden, Bewundernden, aber von ihm zugleich immer wieder Irritierten mit den Worten «Genie» und «Genialität» beholfen, mit Begriffen also, die im Grunde nur Unfaßbares markieren, mit deren Hilfe man aber jene Mitte zu finden sucht, die sich unmittelbar in den Widersprüchlichkeiten einer realen und eben schwierigen Person nicht leicht finden läßt, und mit denen man überdies das eigene Gleichgewicht einem solchen Menschen gegenüber zu bewahren sucht. Wilhelm von Pannwitz, dem Ehemann von Kleists Schwester Auguste und Verwalter des Familienvermögens, erschien sein Schwager ganz ohne «ein Gran Vernunft und Überlegung», hätte er doch sonst «bei seinem glücklichen Genie» finanziell längst «in einer guten Lage» sein können: «Warum verläßt er seine Anstellung, die ihm wenigstens die Aussicht auf ein gewisses Brot gab, und wenn er den Drang zum Dichten in sich fühlt, so konnte er ihn nebenher immer

befriedigen.»¹⁴ Nur funktionieren «Genies» eben nicht bloß so «nebenher». Kleist besitze, schreibt mit sehr viel größerer Verständnisbereitschaft Emma Körner, die ihm im Hause ihres Vaters Christian Gottfried Körner in Dresden oft begegnet ist, «kleine Eigenheiten in seinen [sic!] Charakter, die anfänglich auffallen, die aber so unumgänglich zu den [sic!] ganzen Menschen gehören, daß man sich sehr bald daran gewöhnt, wenn man das große dichterische Genie, welches er besitzt, zu schätzen weiß.»¹⁵ Für diejenigen, die Kleist gegenüber offen waren und es gut mit ihm meinten, entstand auf diese Weise ein Begriff von den tieferen Fundamenten seiner Persönlichkeit und deren Wert; er schien ihnen, wie Ernst Blümner, ebenfalls dem Dresdner Kreise angehörig, einmal bemerkt, «geistvoll [...], ohne es sein zu wollen und vielleicht ohne es zu wissen.»¹⁶ Für Gotthilf Heinrich Schubert, dessen Entdeckungsfahrten in die «Nachtseite» der Naturwissenschaft Kleist damals in Dresden kennenlernte, war Kleist ein merkwürdiger Geist «mit naturkräftigen, zugleich aber wie von einem schmerzhaften, inneren Weh gebundenen Schwingen.»¹⁷ Die wohl verständnisreichste Beschreibung der Wirkung Heinrich von Kleists auf die Menschen um ihn herum aber rührt von Johann George Scheffner in Königsberg her, einem Freunde Immanuel Kants und Theodor Gottlieb von Hippels. Scheffner, zu dieser Zeit um die siebzig, hatte Kleist bei dessen Aufenthalt in Königsberg kennengelernt. Im Jahr 1805 sei Kleist oft in seinem Hause zu Gast gewesen, schreibt er in seinen Lebenserinnerungen, und da «in seinem Äußern etwas Finsteres und Sonderbares vorherrschte, so gab ein Fehler am Sprachorgan seinem Eifer in geistreichen Unterhaltungen einen Anschein von eigensinniger Härte, die seinem Charakter wohl nicht eigen war.» Und Scheffner fährt dann in großer Einfühlsamkeit fort: «Wie ein der Meerestiefe entsteigender Taucher sich wenigstens in den ersten Augenblicken nicht auf alles Große und Schöne besinnt, was er in der Wasserwelt gesehen, und es nicht zu erzählen vermag, so schien es bisweilen bei Heinrich von Kleist der Fall zu sein.»¹⁸ Christoph Martin Wieland hat ihn auf ähnliche Weise erlebt.

Und Kleist – wie sah er sich selbst? Zu befragen sind hier allein seine Briefe, denn Tagebücher, die er gelegentlich geführt zu haben scheint, oder das «Magazin» seiner «Seele», wenn es denn je existierte, sind nicht überliefert. Sein dichterisches Werk aber ist nicht für unmittelbare autobiographische Auskunft benutzbar; dessen Beson-

derheit und Außerordentlichkeit beruht gerade darin, daß es scheinbar ganz unabhängig von seinem Schöpfer existiert. Für die Briefe aber gilt die gleiche Einschränkung, die schon hinsichtlich der Zeugnisse über ihn zu machen war: Sie sind Produkte bestimmter Situationen und nicht nur Selbsta Ausdruck, sie sind an andere Menschen gerichtete Dokumente und damit zugleich auf die Eigenheiten von Adressaten bezogen, auf die sie wirken sollen. Kleist aber war in seinen Briefen geradezu ein Meister der Suggestion und der versuchten Manipulation, nicht selten auch der Autosuggestion hinsichtlich bevorstehenden eigenen Glückes und Gelingens. So weichen seine Eindrücke in ein und derselben Sache oder Situation von denen anderer oft beträchtlich ab. Wenn Wieland über Kleists Mangel an «offenem und vertraulichem Benehmen» klagte, schrieb dieser hingegen der Schwester Ulrike, daß er eben dort, bei Wieland, «ungewöhnlich hoffnungsreich» sei, bald «viel Frohes» zu schreiben haben werde und sich wohl gar «allem Erdenglück» nähere – und erklärte im selben Brief dann doch, daß «sein seltsames Schicksal» ihn wieder von diesem Ort vertreibe.¹⁹ Vom Bewußtsein dieses «seltsamen Schicksals» zeugen seine Briefe allerorten, denn so gern Kleist den Rettungsring der Selbsttäuschung ergriff – im Grunde hat er sich nie über die unvereinbaren Gegensätze, die Widersprüchlichkeiten seines Wesens und deren Unbeherrschbarkeit durch die Kontrolle nüchternen Verstandes getäuscht, und er hat das dann auch als Leiden empfunden.

«Ich weiß nicht, was ich dir über mich *unaussprechlichen* Menschen sagen soll. – Ich wollte ich könnte mir das Herz aus dem Leibe reißen, in diesen Brief packen, und dir zuschicken. – Dummer Gedanke!»²⁰ schreibt er der Schwester Ulrike, wobei das «unaussprechlich» auch wörtlich gemeint war, denn von früh an hat Kleist die Unzulänglichkeiten der Sprache gespürt, die ihm versagten, das in Worte zu fassen, was ihn bewegte, wenigstens nicht in den weiten Dimensionen, in denen er dachte und empfand. «Wie soll ich es möglich machen, in einem Briefe etwas so Zartes, als ein Gedanke ist, auszuprägen? Ja, wenn man *Thränen* schreiben könnte».²¹ Dahinter steht nun in der Tat das freilich unstillbare Bedürfnis, die Grenzen zu sprengen, die die Fülle des Gefühlten und Gedachten von den begrenzten Möglichkeiten aller auf Zeichen beschränkten Sprache trennen. Kleists Werk hat dann gerade aus dem Wunsch nach einer Überwindung dieser Grenzen viel von seiner besonderen Kraft gezogen. Aber das Arbeiten

wurde ihm schwer, er hat immer und immer wieder an seinen Manuskripten geändert, und die Unzufriedenheit mit dem Vollbrachten nötigte ihn zu immer neuen Fassungen des Geschriebenen, wenn er es nicht ganz und gar verwarf und womöglich vernichtete.

Kleists tiefes Ungenügen an den Ausdrucksmöglichkeiten der Sprache war indes nur Teil eines sehr viel größeren, existentiell bedingten Krisenbewußtseins. Immer wieder wird er in Verzweiflung gestürzt, wenn sich ihm die Erfüllung von Plänen, Wünschen, Hoffnungen entzieht oder wenigstens in seinen Augen zu entziehen scheint, und die Klagen über seine Unfähigkeit, mit anderen ruhig und glücklich zu leben, sind Legion. Ja, Heinrich von Kleist war sich selbst durchaus ein schwieriger Mensch. Ernst von Pfuel schreibt er einmal von einem gescheiterten gemeinsamen Plan: «deine Wehmuth, daß aus unserm Plane nach Neuholland zu gehen nichts geworden ist, würde mir rührend sein, wenn ich mir einbilden könnte, daß du wirklich etwas dabei empfunden hättest. Aber unter uns allen ist keiner, der in der That resignirt, als ich allein.»²²

Die jünglingshafte Flucht aus Europa in die Südsee war für junge Deutsche ein gesellschaftskritischer Gestus schon seit den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts, und Pfuel hatte offenbar den Plan einer Auswanderung nach Australien weniger ernst genommen als Kleist, den es drängte – der Brief ist im Sommer 1805 während seiner Tätigkeit an der «Kriegs- und Domänenkammer» in Königsberg geschrieben –, sich von allen bürgerlichen Verpflichtungen zu befreien. Aber da eben, in der Stärke und Bedingungslosigkeit des Willens zum Freisein, lag bei ihm «der Hund begraben», wie es am Ende dieses Briefes heißt. Und eben in dieser Unbedingtheit empfand auch Kleist die Besonderheit seines Wesens, und er empfand sie als Leiden, denn sie konnte alle Freundschaften, ja menschlichen Beziehungen überhaupt in Frage stellen, die doch immer irgendwo der Nachsicht bedürfen. So schreibt er der Braut Wilhelmine von Zenge von sich als einem, den «seine seltsamgespannte Seele ewig-unruhig bewegt»,²³ spricht dem befreundeten Maler Lose gegenüber von seinem «überspannten Gemüth, das sich nie an dem, was ist, sondern nur an dem, was nicht ist, erfreuen kann»,²⁴ sieht sich «verdammmt, das, was ich liebe, mit jeder Handlung zu verletzen»,²⁵ oder klagt in einem großen Brief an Adolphine von Werdeck: «Ach, es ist meine angebohrne Unart, nie den Augenblick ergreifen zu können, u immer an einem Orte zu leben,

an welchem ich nicht bin, u in einer Zeit, die vorbei, oder noch nicht da ist.»²⁶ Und dem Freiherrn vom Stein zum Altenstein, seinem Vorgesetzten in Berlin und Königsberg, schreibt er einmal: «Ein Gram, über den ich nicht Meister zu werden vermag, zerrüttet meine Gesundheit. Ich sitze, wie an einem Abgrund, mein edelmüthiger Freund, das Gemüth immer starr über die Tiefe geneigt, in welcher die Hoffnung meines Lebens untergegangen ist: jetzt wie beflügelt von der Begierde, sie bei den Locken noch herauf zuziehen, jetzt niedergeschlagen von dem Gefühl unüberwindlichen Unvermögens.»²⁷ Dahinter aber steckte damals allerdings auch ganz unmittelbar der Wunsch, sich von den Verpflichtungen zum Amtsdienst zu befreien, was in der Tat schließlich einer Krankheit wegen gelang. Kleist besaß wohl einen kräftigen, stattlichen Körper, aber der wurde von einer noch stärkeren Psyche regiert und mußte sich ihr nicht selten unterwerfen.

Nun sind Kleists Briefe nicht schlechterdings nur Klagelieder über die eigene Unzulänglichkeit und die Fremdheit anderen Menschen und überhaupt der Welt gegenüber. Herzenswärme, Anteilnahme an Freude und Schmerzen derer, die ihm nahestanden, sind ebenso ihr Gegenstand, und von eigenen Glücksempfindungen sowie insbesondere von Hoffnungen und Plänen ist oft genug darin die Rede. Aber gerade die seiner reichen Phantasie entspringenden Pläne deuten dann auch wieder auf den unsicheren, ja trügerischen Boden, auf dem Kleist sie errichtete, und machten ihn zum ersten Opfer seiner eigenen suggestiven Sprachkraft. Neue Enttäuschung und neues Leiden waren auf diese Weise unvermeidlich, fehlte ihm eben doch die klare Erkenntnis, daß die Kollision zwischen seinen Erwartungen und der Wirklichkeit im wesentlichen nicht von der Wirklichkeit herrührten, sondern von seinen Erwartungen, die er mit ihr nicht abzustimmen wußte. Die momentane Reaktion darauf war dann Misanthropie, so in einem Brief vom Februar 1801: «Ach, liebe Ulrike, ich passe mich nicht unter die Menschen, es ist eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit; u wenn ich den Grund ohne Umschweif angeben soll, so ist es dieser: sie gefallen mir nicht.»²⁸ Zeigten ihm aber einige unter diesen Menschen, und es waren stets nur wenige, wie sehr sie ihn schätzten, dann bestand die Gefahr, ihnen wiederum nicht zu genügen: «Ich bin nicht, was die Menschen von mir halten, mich drücken ihre Erwartungen,» schreibt er im Januar 1802 an die Schwester. «Ach, es ist

unverantwortlich, den Ehrgeiz in uns zu erwecken, einer Furie zum Raube sind wir hingegeben – Aber nur *in* der Welt wenig zu sein, ist schmerzhaft, *außer* ihr nicht.»²⁹

In seinem lesenswert gebliebenen Buch über Kleist aus dem Jahre 1922 hat Friedrich Gundolf einleitend das Außerordentliche von dessen Persönlichkeit zu umreißen versucht, und zwar gerade im Hinblick auf das «Schwierige», das Kleist mit den Menschen seiner Umgebung in ständig neue Kollisionen brachte und ihn schließlich in die Selbstzerstörung trieb. Kleist sei, so lautet Gundolfs Fazit, «bei aller Kraft und Höhe eine tief unweise Natur»³⁰ gewesen. Das klingt – trotz Gundolfs großer Bewunderung für Kleists Werk – harsch und zum Widerspruch herausfordernd, besonders da sein Versuch zur Bestimmung von «Weisheit» durch den Begriff einer «Weltvernunft» auf unsicherem begrifflichen Boden steht. Dennoch steckt etwas sehr Treffendes in dieser Beobachtung, wenn man sie rein empirisch versteht und ihr den Charakter des Tadels nimmt. Woran es Heinrich von Kleist tatsächlich fehlte, war ein gutes Maß an Lebensklugheit, also der Fähigkeit, die Gegebenheiten des eigenen Wesens mit den Möglichkeiten und Gelegenheiten seiner Umwelt in Übereinstimmung zu bringen und besonnene Entscheidungen zu treffen, ohne sich bloßzustellen oder gar der eigenen Würde zu begeben. Den Versprechungen, die er leidenschaftlich verkündete, den Plänen und Projekten, die er sich vornahm, stand ja allzu oft das Ende im Mißerfolg und in einer Krise auf die Stirn geschrieben. Nur müssen eben Dichter wie alle Künstler nicht unbedingt weise oder lebensklug sein. Allerdings werden sie wohl gerade deshalb auch so leicht Opfer ihrer Lebensumstände.

Die Hauptschuld an Leiden und tragischem Ende Heinrich von Kleists ist oft jener Welt preußisch-militärischer Zucht und Ordnung zugeschrieben worden, in die er hineingeboren wurde, und sicherlich war es die Verständnislosigkeit seiner Mitmenschen überhaupt, an der er litt. Nur läßt sich ein Menschenleben nicht auf einen Nenner bringen, denn bei genauerer Prüfung zeigt sich durchaus, daß Kleists gesellschaftliche Situation ihn nicht chancenlos ließ. Er gehörte nicht zu den Unterprivilegierten seines Landes, sein König kannte ihn und gewährte ihm seine Bitten, und überhaupt war dieses Preußen kein kunstfeindliches Land. Aber für sein Werk fehlte ihm dennoch ein verständnisberechtigtes Publikum, und wo sich dieses ihm womöglich öff-

nen wollte, verschloß er es sich durch Akte manchmal geradezu horrender Unklugheit. Nur wäre dann eben ein weiser, lebenskluger Kleist auch schon nicht mehr Kleist gewesen.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck